

11. Sonntag nach Trinitatis (23. Aug. 2020) Predigt zu Lukas 18,9-14
(Pfarrerin Ina Johanne Petermann, Oberhöchstadt)



Jesus sagte zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis:

Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.

Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

PREDIGT Lukas 18,9-14

Der Zöllner und der Pharisäer – ein Paradebeispiel für die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders.

Die Geschichte ist bekannt. Geübte Kirchgänger können sie auswendig. Auch Kirchenfernen kennen sie in der Regel. Redensweisen wie „sich an die Brust schlagen“, wenn man reuig einen Fehler einräumt oder der Gemeinplatz vom „heuchlerischen Pharisäertum“ leiten sich aus unserem heutigen Predigttext ab.

Auch eine Volksweisheit lässt sich entdecken: „Wer auf andere mit dem ausgestreckten Zeigefinger zeigt, der deutet mit drei Fingern seiner Hand auf sich selbst.“

Die Rollen in der Geschichte, genauer: in dem Gleichnis Jesu scheinen klar verteilt und die Botschaft eindeutig. „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Natürlich zieht der von Jesus gerecht gesprochene Zöllner alle Sympathien auf sich, während der selbstgerechte Pharisäer als Unsympath dasteht.

Auf dem Bild unseres Liedblattes trägt eine der Gestalten eine schwarze Kappe, der andere eine weiße. Es handelt sich um ein altes Mosaik aus Ravenna, das hier den Zöllner und den Pharisäer gegenüberstellt.

Raten Sie, welcher der Zöllner und welcher der Pharisäer ist!

Die Darstellung erinnert mich ein wenig an diese alten schwarz-weiß Cowboy-Filme, wo der Bösewicht immer an seinem schwarzen Hut zu erkennen ist, während der Gute einen weißen Cowboy-Hut trägt.

Auch in unserem Predigtgleichnis bekommt der eine den schwarzen Peter zugeschoben bzw. schwarzen Hut aufgesetzt während der andere am Ende als Lichtgestalt quasi mit Heiligenschein oder weißem Hut dasteht. Doch geht es wirklich um Schwarzweißmalerei?

Welchen Hut sollten wir uns denn selber aufsetzen?

Den weißen oder den schwarzen?

Wer ist mir näher: Zöllner oder Pharisäer? Der Demütige oder der Hochmütige? Das Schlitzohr oder der Tugendbold?

Der zerknirschte Zolleintreiber – im wahren Leben ist er ein raffgieriger Halsabschneider, der mit den römischen Besatzern kollaboriert und kräftig in die eigene Tasche wirtschaftet.

Die Pharisäer dagegen waren ganz und gar ehrenwerte Leute, von einer tiefen Sehnsucht nach einem gottgefälligen Leben getrieben erforschten sie die Schriften und überprüften sie auf ihre Alltagstauglichkeit. Besonders engagierten sie sich auch sozial und finanziell für die allgemeine Wohlfahrt. Die Stützen der jüdischen Gesellschaft.

Die Verteilung des schwarzen und weißen Hutes – um noch einmal bei dem Bild zu bleiben – hat also nichts mit der moralischen Haltung und Lebensführung der beiden Männer zu tun. Nicht um unterschiedliche Moralität geht es, sondern um die innere Haltung: Demut oder Hochmut, das sind die entscheidenden Stichworte dabei.

Eine ziemliche Zumutung! Denn so einfach, wie es klingt, lässt sich das eine vom anderen gar nicht unterscheiden.

Ich will es an einem Witz veranschaulichen, einem jüdischen Witz, den mir mein lieber Freund, der Londoner Rabbiner Jonathan Magonet einmal erzählt hat. Der Witz geht so:

In der Synagoge ist alles vorbereitet für den Gottesdienst.

Die Gemeinde hat sich bereits eingefunden.

Da betritt der Kantor den Raum, geht an den Wartenden vorbei nach vorne und verneigt sich tief vor dem Schrein mit den heiligen Tora-Rollen. Schlägt er sich mit großer Gebärde an die Brust und spricht: „O Herr, ich bin nur Staub und Asche!“ Darauf nimmt er seinen Platz ein, von wo aus der den Gottesdienst mit seinem Gesang leiten wird.

Gleich darauf erscheint auch der Rabbiner, begrüßt huldvoll nach rechts und nach links und schreitet nach vorne zum Thoraschrein, klopft mit dramatischer Geste an die Brust und bekennt, ein leichtes Tremolo in der Stimme: „O Herr, ich bin nur Staub und Asche.“ Und er nimmt Platz neben dem Kantor.

Schon soll der Gottesdienst beginnen, da eilt der Schammes, der Küster, mit hastigen Schritten nach vorne zum Thoraschrein, schlägt sich an die Brust und flüstert, laut genug, dass es Kantor und Rabbiner hören können:

„Ich bin ja nur Staub und Asche.“

Empört schauen sich die beiden hohen Herren an und zischen einander zu: „Was bildet der Wicht sich ein, wer er sei!“

Liebe Gemeinde,

Hochmut kann sich als Demut tarnen, demütiges Gehabe sich selbst als Hochmut entlarven, wie der Witz deutlich macht.

Und um gar nicht erst in den Verdacht des heimlichen Antijudaismus zu geraten, füge ich gleich eine christliche Variante hinzu.

Diese christliche Variante findet sich in der Gedichtsammlung des weisen Menschenkenners Eugen Roth. Der reimt:

*Ein Mensch betrachtet sich einst näher
Die Fabel von dem Pharisäer,
der Gott gedankt voll Heuchelei,
dafür, dass er kein Zöllner sei.
Gottlob, sprach er in eitlem Sinn,
dass ich kein Pharisäer bin.*

Die Überschrift des Gedichts lautet „Der Salto“.
Eine geistliche Turnübung, die gründlich schief geht.
Geistliche Turnübungen bergen immer Gefahren in sich.

Ein Salto, bzw. eine Volte wird auch in unserem Predigttext vollzogen in dem überraschenden Rollentausch: Der vermeintlich Gute bekommt eins auf den Deckel und den Hut des Bösen aufgesetzt und der vermeintlich Böse wird freigesprochen und darf sich mit dem weißen Käppi des Guten schmücken, um das Bild erneut zu bemühen.

Wir finden einen ähnlichen Rollentausch in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, heute auch gerne als das Gleichnis der beiden verlorenen Söhne überschrieben. Der Halodri in der Geschichte hat ja einen Bruder. Dieser bleibt artig daheim und hilft den Eltern. Doch am Ende wird dem verlotterten Ausreißer ein Fest bereitet und der Brave findet sich in der undankbaren Rolle des missgünstigen Neidhammels wieder.

Welcher der beiden Brüder ist uns innerlich näher?

Jesu Herz schlug für die verlorenen Schafe seines Volkes.

Ihnen wollte er vermitteln: Gott wartet mit ausgestreckter Hand und offenen Armen auf Euch, kommt zurück, lasst Euch versöhnen mit Gott und mit Eurem Leben. Gott lässt Gnade vor Recht ergehen, wenn Ihr bereit seid, seine Hand zu ergreifen.

Ich möchte nun noch einmal einen Blick auf das Mosaikbild aus Ravenna werfen. Die beiden Männer sind gleich gewandt, gleich groß, unterscheiden sich äußerlich nur wenig.
Sie könnten Brüder sein.

Der Mann rechts im Bild ist dem Betrachter zugewandt. Er hat nichts zu verbergen, steht aufrecht und gerade da, die Hände in der betenden Haltung des Oranten erhoben. Er dankt Gott, lobt Gott in dieser Haltung.

Der andere Mann wirkt etwas gebeugt, die Füße scheinen weglauen zu wollen, er schaut zu Boden. Sein rechter Arm ist angewinkelt, die Hand auf die Brust gelegt, in die Nähe des Herzens. „Gott sei mir Sünder gnädig!“

Oder sehe ich das falsch? Schaut dieser Mann scheel hinüber zu dem anderen, deutet mit dem Zeigefinger auf ihn: „Was hat der hier verloren? Der gehört hier nicht her in diese heiligen Hallen. Na, Gott sei Dank bin ich nicht so wie der?!“

Und der rechte Mann zeigt seine leeren Hände, erhebt sie in Ergebenheit: „Ich habe nichts zu bringen, hier stehe ich vor Dir Gott, Du siehst mich, wie ich bin, in all meiner Erbärmlichkeit. Erbarme Du Dich meiner!“

Welcher ist der Hochmütige, welcher der Demütige?

Wem wird Gott die Hand entgegenstrecken?

Hüten wir uns vor einem eindeutigen Urteil, liebe Gemeinde! Und überprüfen wir unsere eigene Gebetshaltung:

Verbiege ich mich vor Gott in falscher Demut und heuchlerischer Selbsterniedrigung?
Oder stehe ich vor Gott gerade für das, was ich zu verantworten habe im Guten wie im Bösen?

Zeige ich ihm meine leeren Hände, meine Bedürftigkeit?

Breite ich die Arme aus in Anlehnung an den Gekreuzigten?

Oder lege ich die Hand auf´s Herz?

Schütte es aus?

Oder aber spüre dankbar, wessen es voll ist?

Wünsche ich mir einen Arm, der sich schützend um mich legt?

Oder biete ich Gott eine Hand an, ihm zu Diensten zu sein?

Ich kann auch die Hände falten, meine Kraft oder meine Schwachheit spüren, mich von Gott gehalten wissen, mit meinen Licht- und Schattenseiten, meinen guten Absichten und meinen finsternen Gedanken, mit meinem Gelingen und meinem grandiosen Scheitern:

So wie ich bin, bin ich Dein, o Gott!

Ich will schließen mit einer weiteren jüdischen Anekdote.

„Der Heilige, gelobt sei Er, zeigte einmal dem Moses alle Schatzkammern des Himmels, wo der Lohn für die Gerechten aufgespeichert ist.

Moses fragte Ihn: Herr der Welt, für wen ist diese Schatzkammer bestimmt?

Gott antwortete: Für diejenigen, welche sich an die Gebote halten.

Mose: Und diese Schatzkammer?

Gott: Für Leute, welche die Bedürftigen unterstützen.

Und so ging es immer weiter, bis sie an eine riesig große Schatzkammer kamen.

Da fragte Moses: Für wen ist denn diese Schatzkammer bestimmt?

Gott antwortete ihm: Wenn jemand seinen eigenen Verdienst hat, dann gebe Ich ihm, was ihm aus seiner Schatzkammer zusteht. Wenn aber jemand keinen eigenen Verdienst hat, dann gebe Ich ihm gratis, aus reiner Gnade aus dieser Schatzkammer.

Daher heißt es: Wem Ich aber gnädig bin, dem bin Ich gnädig.“

Amen!